

Roman Bleistein SJ
Kultur des Alltags

Reflexionen über Freizeit und Freizeitpolitik

Die Probleme um Arbeit und Freizeit besitzen ihre eigene Aktualität und Brisanz; denn bereits das Verhältnis von Arbeit und Freizeit zum Alltag ist unbestimmt¹, und die Debatte um Alltagswirklichkeit und Alltagsbewußtsein wird von ideologischen Fixierungen überschattet². So kann man gerade den entfremdeten Alltag als Ergebnis der Arbeit bewerten; so kann man die Freizeit als Festzeit vom Alltag unterscheiden; so kann man schließlich den Alltag als jene Routine begreifen, die nur eine „Fortsetzung der Arbeit mit anderen Mitteln“ ist, wie Jürgen Habermas einmal die Freizeit definierte. Was tun angesichts solcher Unklarheiten und Widersprüche?

Im folgenden umgreift der Begriff Alltag Arbeit und Freizeit in gleicher Weise, und es soll gar nicht eine „Unkultur des Alltags“ unterstellt werden. Eine solche kulturpessimistische Optik verriete nur das an Privilegien ausgerichtete Selbstbewußtsein dessen, der so urteilt. Es geht also darum, möglichst sachgerecht an jenen Alltag heranzutreten, der Arbeit und Freizeit umfaßt. Wenn in diesen Überlegungen dann auch vor allem der Zeitraum Freizeit beachtet werden soll, so kann dieser dennoch nie von der Arbeitszeit losgelöst betrachtet werden. Theodor W. Adorno hatte recht, wenn er sagte: Die „Freizeit ist an ihren Gegensatz gekettet“³. Dies hinwiederum muß nicht bedeuten, daß diese Freizeit nicht zu einem eigenständigen Wert aufsteigen könne.

Veränderungen im Verhältnis von Arbeit und Freizeit

Die allgemeine Situation unserer Gesellschaft, die zuweilen als Wohlfahrts- und Freizeitgesellschaft beschrieben wird, muß vor allem in dem ihr immanenten Verhältnis von Arbeit und Freizeit neu aufgefaßt werden. In dieser Beschreibung sind dann die objektiven Tatsachen ebenso zu würdigen wie die subjektiven Bewertungen dieser Tatsachen.

Aus einer Aufstellung der Deutschen Gesellschaft für Freizeit (DGF) aus dem Jahr 1987 ist zu entnehmen⁴, daß die Zahl der arbeitsfreien Tage zwischen 1960 und 1985 sich von 105 auf 158 erhöht hat, daß seit 1950 die tariflichen Wochenarbeitsstunden von 48 auf 37 (in der Metallindustrie) im Jahr 1987 gesunken sind, daß die

Urlaubstage von 12 im Jahr 1950 auf 30 im Jahr 1985 angewachsen sind, daß die Prozentzahl der Urlaubsreisenden von 14,6 Prozent der Bevölkerung (über 14 Jahre) im Jahr 1970 auf 57,1 Prozent im Jahr 1985 angestiegen ist, daß der Anteil der Freizeitausgaben am ausgabefähigen Einkommen (Arbeiterhaushalt, mittleres Einkommen, vier Personen) statt 9,5 Prozent (1129,- DM) im Jahr 1965 nun 14,2 Prozent (5574,- DM) im Jahr 1985 ausmacht und daß endlich die Gesamtausgaben in der Bundesrepublik Deutschland für Freizeit von 50 Milliarden im Jahr 1970 auf 220 Milliarden im Jahr 1985 angestiegen sind, sich also mehr als vervierfacht haben.

Diese beeindruckenden Angaben, im wesentlichen den Berichten des Statistischen Bundesamts und des Studienkreises für Tourismus entnommen, werden gewiß in ihrer Wirkung dadurch gemindert, daß einleitend gesagt wird: „Die Zahlen zur Entwicklung arbeitsfreier Zeit können, so erstaunlich sie sind, nur den Grobrahmen der tatsächlichen Freizeitentwicklung darstellen. Die Qualität von Freizeit, aber auch die durchaus vorhandenen Begrenzungen und gegenläufigen Entwicklungen in Form von mehr Verpflichtungen, Haus- und Eigenarbeit, längeren Arbeitswegen, neuen Gestalten der Arbeitsbelastung sind aus solchen Zahlen nicht erkennbar.“ Diese Vorbemerkung will von einem quantitativen Denken zu qualitativen Kategorien hinführen. Sie ist insoweit angebracht und hilfreich, als sie davon abhält, voreilige Schlüsse zu ziehen. Die Aufmerksamkeit wird also auch auf die Folgen und den Preis solcher Entwicklungen hingelenkt. Diese Tatsachen wurden bereits 1980 durch die beachtliche Studie des ADAC „Freizeit 2000. Über Tendenzen der Freizeitentwicklung und die Notwendigkeit einer verbraucherorientierten Freizeitpolitik“⁵ aufgewiesen. Es wurde dort gesagt: „Ein Zuwachs an arbeitsfreier Zeit für alle kann auf lange Sicht durchaus die Gefahr in sich bergen, daß die Qualität der Freizeit für den einzelnen abnimmt... Nicht jeder weiß mit mehr Freizeit etwas anzufangen.“⁶ Diese recht allgemeinen Aussagen wurden dann im Detail entfaltet, etwa im Hinblick auf eine erneute Fremdbestimmung durch sozialen Druck, durch Konzentration der vielen auf wenige Freizeitgebiete usw.⁷

Ähnliche Überlegungen sind enthalten in der „Schriftenreihe zur Freizeitforschung“, die Horst W. Opaschowski im Auftrag des BAT-Freizeitforschungsinstituts herausgibt. Band 1 heißt: „Probleme im Umgang mit der Freizeit“, Band 4: „Freizeit im Wertewandel“. Diese Veröffentlichungen greifen teilweise auf Überlegungen über Freizeitpolitik zurück, die Mitte der siebziger Jahre im Bundesministerium für Jugend, Familie und Gesundheit angestellt wurden.

Damals deutete sich nur entfernt an, was später unter dem Begriff des Wertewandels diskutiert wurde. Hierzu hat vor allem Opaschowski einiges Klärende beigetragen. In seiner Studie „Freizeit im Wertewandel“ hebt er zu dem Aspekt der veränderten Freizeit Chancen vor allem die veränderte Bewertung der Freizeit überhaupt hervor. Aufgrund einer Repräsentativbefragung im Februar 1982 stellte er drei provozierende Thesen zum Thema „Arbeit und Freizeit im Wandel“ auf.

1. These: Die junge Generation schätzt Freizeit höher ein als Geldverdienen. Opaschowski stellte fest, daß 36 Prozent der Bundesbürger sich mit einem niedrigeren Einkommen zufrieden gäben, wenn sie dafür mehr Freizeit hätten. Bei den 16- bis 24jährigen sind sogar 51 Prozent zu Einkommensverzichtern bereit. „Freizeit bedeutet ihnen mehr als Geldverdienen.“⁸ Diese Aussage wird später im Hinblick auf Bildungsabschluß, Wohnort usw. spezifiziert.

2. These: Die Lebensbedeutung der Freizeit nimmt zu. Befragt nach dem, was im Leben sehr wichtig ist, antworteten 85 Prozent der Befragten: Familie und Partnerschaft, unmittelbar gefolgt von Freizeit (75 Prozent). Berufs- und Erwerbsarbeit kommt erst nach Bekannten und Freunden (61 Prozent) mit 43 Prozent an vierter Stelle. Opaschowski resümiert: „Freizeit ist – neben Familie und Freundeskreis – zum Brennpunkt der Lebensorientierung geworden.“⁹

3. These: Arbeit als Lebensunterhalt – Freizeit als Lebensinhalt. Opaschowski schreibt: „Die Arbeit als Lebenssinn und ‚Wert an sich‘ ist für viele fragwürdig geworden. Die Neigung zur persönlichen Distanz wächst. Im Zeitraum von 1965 bis 1981 ging im persönlichen Empfinden der berufstätigen Bevölkerung die Möglichkeit zur Identifikation mit der Arbeit (befriedigende Tätigkeit, Erfüllung einer Aufgabe) von 53 Prozent auf 46 Prozent zurück und nahm die persönliche Distanzierung von der Arbeit als Medium der Lebenserfüllung beziehungsweise die pragmatische Einstellung zur Arbeit (Geldverdienen, notwendiges Übel, schwere Last) von 33 Prozent auf 49 Prozent zu.“¹⁰

Für die Tatsache, daß Berufstätige sich weniger mit der Arbeit identifizieren, entdeckte Opaschowski in einer qualitativen Studie folgende Ursachen: Fremdbestimmung, Anstrengung, Parzellierung der Arbeit. Im Gegensatz dazu wird die Freizeit wegen Selbstbestimmung, Spontaneität, Kontakt, Entspannung bevorzugt. Opaschowski schließt die Ausführungen mit den Sätzen: „Die Menschen müssen und wollen auch in Zukunft arbeiten, aber die in der Freizeit gemachten Erfahrungen haben sie motiviert, selbstbestimmt handeln und leben zu wollen. Das Mehr an Freizeit in den vergangenen Jahren ist zumeist auch mit einem Mehr an Möglichkeiten zur Lebenserfüllung verbunden gewesen, so daß ihnen die Freizeit ‚viel näher am Herzen liegt‘ als die Arbeit. Die überaus hohe persönliche Bedeutung der Freizeit erklärt auch das allgemein vorherrschende Gefühl, die Freizeit sei zu knapp bemessen.“¹¹ Diese Aussagen bestätigt Opaschowski mit seiner neuesten Untersuchung vom Herbst 1986 „Konsum in der Freizeit zwischen Freisein und Anpassung“ (Hamburg 1987).

In der weiteren Deutung dieser Forschungsergebnisse greift Opaschowski auf die Theorie vom Wertewandel zurück, die seit den siebziger Jahren von Ronald Inglehart¹² vorgetragen wurde. Gemäß dieser Theorie ziehen vor allem junge Menschen sogenannte postmaterielle Wertorientierungen wie Selbstverwirklichung, Mitbestimmung, Umweltschutz, Frieden den materiellen Wertorientierungen wie Besitz, Sicherheit, Prestige vor. Im Gegensatz zu Opaschowski sieht

Elisabeth Noelle-Neumann¹³ in diesen Veränderungen der Bewertung von Arbeit und Freizeit, die auch sie feststellte, einen Zerfall überkommener bürgerlicher Werte und Tugenden. An die Stelle einer Arbeitsorientierung sei eine Ausrichtung an Vergnügen als vorrangiger Lebenssinn getreten.

Aus diesen widersprüchlichen Interpretationen kann man entnehmen, daß nicht die Tatsachen, aber ihre Deutungen umstritten sind. Die Tatsachen aber heißen: Eine objektive Veränderung des Verhältnisses zwischen Arbeit und Freizeit ist nicht mehr zu übersehen. Anstelle einer einseitigen Arbeitsmoral ist, wenn nicht eine Freizeitmoral mit einigen hedonistischen Zielsetzungen, so doch zumindest das Lebenskonzept einer ausbalancierten, vielleicht sogar funktionalisierten Einschätzung von Arbeit und Freizeit getreten.

Maß der Freiheit

Wie Hermann Lübbe¹⁴ berichtet, sagte Theodor W. Adorno in einer Vorlesung Mitte der fünfziger Jahre einmal, daß Zeit und Geld „Maße der Freiheit“ seien. Was den damaligen Hörern angesichts ihres idealistischen Freiheitsbegriffs als zynisch erschien, deutete ihnen Adorno auf soziologische Weise: Zeit und Geld brächten Dispositionsmöglichkeiten mit sich und dadurch seien Zeiträume gegeben, in denen sich nichts ereignet, es sei denn, der einzelne bestimme selbst, was in diesem Zeitraum geschehe. Auf diese Weise ergibt sich von selbst für die neue Alltagskultur der auf Selbstverwirklichung gründende Imperativ der Selbstverantwortung und Selbstgestaltung.

Bei dieser Überlegung wird eine pluralistische Demokratie vorausgesetzt, die aufgrund ihrer rechtlichen Verfassung und der geistespolitischen Situation die Freiheitsräume des einzelnen nicht durch politische Vorgaben einschränkt, sondern sie einem jeden zur Selbstgestaltung überläßt. Trifft dann beides zu, nämlich die materiellen Dispositionsmöglichkeiten und die politische Gewährung der Freiheit, dann kann man sagen, daß die Selbstverwirklichung, also die Freiheit, das Prinzip der Alltagskultur ausmacht.

Bei solchen weitgehenden Aussagen sind die Meinungen in der früheren Freizeitforschung¹⁵ mitzubedenken. Dort wurde gesagt, daß die Arbeit monokausal und unmittelbar die Freizeit mitbestimme, daß eine geisttötende Arbeit auch zu einer geisttötenden Freizeit führe, daß Langeweile in einem Lebensraum die im anderen mitverursache. Die Arbeitswelt bestimme durchgängig das Leben der Menschen. Inzwischen ist man aufgrund handlungstheoretischer Überlegungen und arbeitspsychologischer Untersuchungen zu einem multifaktoriellen Ansatz gekommen. Die Wirkung der Arbeit auf die Freizeit wird sowohl durch die Charakterstruktur und die Familiensituation des einzelnen wie auch durch das Bildungsniveau moderiert und modelliert. Einfache Schlüsse von da nach dort sind

also nicht möglich. Die Einwirkung der Arbeitswelt auf das Leben der Menschen wird deshalb nicht bestritten; sie wird nur differenzierter wahrgenommen. Trotz dieser Einsichten bleibt die Forderung nach einer Humanisierung der Arbeitswelt gültig wie eh und je. Allerdings wird auch diese Forderung modifiziert in die Forderung nach einer Humanisierung der gesamten Lebenswelt, in der auch die Freizeitwelt umgriffen wird.

Wenn hier ein Schluß gezogen werden soll, dann müßte er heißen: Die konkrete Situation bringt in „Zeit und Geld“ Freizeit mit sich. Diese wird im Alltag in Selbstverwirklichung umgesetzt, die dann aber nicht unbegrenzt ist. Sie ist zumindest durch Nachwirkungen der Arbeitswelt beeinträchtigt. Inwieweit man dann gleich von einer „beschädigten Existenz“ sprechen kann, ist eine andere Frage.

Alltagskultur in Freiheit

Freiheit ist an sich ein Angebot. Wie sie genutzt wird, ist von Interessen, Fähigkeiten und Prioritäten des einzelnen Menschen abhängig. Was grundsätzlich gilt, läßt sich auch im Hinblick auf die Alltagskultur im Horizont einer neuen Freizeit nachweisen. Daß es dabei zwei entgegengesetzte Möglichkeiten gibt, wird sich gleich erweisen.

1. *Positives Engagement*

Ganz entgegen den kulturpessimistischen Unkenrufen gibt es viele Bürger, die mit ihrer Freizeit „sinnvoll“, wie man etwas unpräzise sagt, umgehen. Was hat sich aufgrund des größeren Freizeitraums in den letzten zehn Jahren nicht alles entwickelt, wie wurde der Alltag – auch in subtiler Notwehr gegen Defizite und Gefahren – gestaltet¹⁷.

Die *Volkshochschulen* und die *Erwachsenenbildung* allgemein finden einen großen Zuspruch. Dabei wäre noch weiter gewiß zwischen Bildungs- und Ausbildungsangeboten zu differenzieren. Die Chancen zusätzlicher Qualifikationen werden von vielen gesehen und genutzt. Im übrigen stehen die Themen Gesundheit und Therapie, Lebensdeutung und Orientierung – auch im Angebot – im Vordergrund¹⁸. Die *Vereine* sind weiterhin stark gefragt, vom Sportverein bis zum Heimatverein. Wenn auch zu hören ist, daß man sich teilweise in der Übernahme von Verantwortung zurückhalte, bleibt unbestreitbar gültig, daß eine weitverzweigte soziale Infrastruktur auf der Basis der Ehrenamtlichkeit unsere Gesellschaft durchzieht. Allein die Fülle der dörflichen oder städtischen Feste bedarf einer großen Zuarbeit vieler.

In den letzten zehn Jahren entwickelte sich der Zweig der *Garten- und Blumenkultur* in einem ungeheuren Ausmaß. Die aufsprießenden Garten-Zentren

beweisen das zur Genüge. Was hier an Zeit, Freude und Geld investiert wird – man erinnere sich nur an die Schrebergärtenkolonien –, trägt auch zu einer Kultur des Alltags bei. Vor allem die Sozialkontakte dürfen nicht geringgeschätzt werden, zumal zwischen Familien mit Kindern, die in Garten und Gartenhäuschen gleichsam ein Kontrastprogramm zu einer Hochhausetagenwohnung suchen. Häusliche Tätigkeiten und künstlerische Fertigkeiten sind zu nennen. Neben dem Bereich des *Do-it-yourself* werden kreative Fertigkeiten – von Batiken bis Töpfern – entwickelt. Diese sind wiederum rückgebunden an Angebote von Volkshochschulen oder Pfarrgemeinden. *Hausmusik* wird wie eh und je betrieben. Natürlich wird heute nicht nur Mozart, sondern ebenso Pop- und Beatmusik gespielt. Allen Befürchtungen zum Trotz wird – trotz des Fernsehens – noch viel gelesen. Zumindest in den Befragungen über das bevorzugte Freizeitverhalten folgt das *Lesen* unmittelbar dem Fernsehen (80 Prozent): Zeitungs- und Illustriertenlesen kommen auf 62 Prozent (Opaschowski 1987).

Endlich muß auf die *Party-Kultur* und die Lust an *Festen* hingewiesen werden, die sich sowohl der Freude an sozialen Kontakten wie auch dem munteren Austausch über vielerlei Probleme verdanken. Daß dabei in den meisten Fällen die Arbeitswelt von der Freizeitwelt getrennt scheint – man denke an die Zielgruppe der Eingeladenen –, sei nur am Rand erwähnt.

In dieser Aufzählung wurde unsystematisch und beschreibend vielerlei genannt, was Menschen heute im Raum ihrer Freizeit, zur Gestaltung ihres Alltags tun. Die Möglichkeit des *Reisens* wurde dabei noch gar nicht bedacht, ebenso nicht die Nutzung *kultureller Angebote*, von Kino über Vorträge bis zum Theater. Im Gespräch gerade mit jungen Erwachsenen und jungen Ehepaaren kann man auf jeden Fall feststellen, daß es ihnen – angesichts ihrer Ideen und Bedürfnisse – eher an Zeit (und zuweilen auch den Finanzen) mangelt, um all das zu verwirklichen, wovon sie träumen.

Will man dieses bunte Gemenge einer de facto vorhandenen Alltagskultur strukturieren, dann steht Sozial-Kommunikatives im Vordergrund, unmittelbar gefolgt von Kreativität und Therapie. In beidem kann, falls man nach Ursachen forscht, eine Reaktion auf die Arbeitswelt gesehen werden, die zwar in Beziehungen einspannt, aber selten zu Begegnungen führt, die zwar an Produkten interessiert ist, aber die Kreativität angesichts der Fließbandfertigung geringschätzt.

Ohne daß also politisch oder volkspädagogisch viel geplant worden wäre, spielte sich ein reaktives Verhalten auf den Arbeitsstreß ein; es setzten sich Kompensationen und Korrekturen durch, zumal auch in Sport und Jogging. In all dem wird ein Ganz- und Heilsein gesucht, das im Miteinander Freude macht. Dabei wird vorausgesetzt, daß die politischen Verantwortlichen die nötige Infrastruktur (z. B. den öffentlichen Grillplatz)¹⁹ schaffen bzw. die erfreuliche Natur als Umwelt (z. B. den nichtregulierten Bachlauf) bewahrend schützen.

Damit wird ein erster Auftrag von *Freizeitpolitik* sichtbar: die Möglichkeiten zu

einer vielfältigen Freizeitgestaltung des Bürgers zu erstellen, diese Angebote ökologisch und sozial zu verantworten.

2. Destruktion

Neben den Chancen sind die Risiken einer solchen Situation freier Entscheidung nicht zu übersehen. Wer sich mit diesen Risiken auseinandersetzen will, ist ebenso wie bei den positiven Erfahrungen mit harten Tatsachen konfrontiert.

Es wäre zu erinnern an den *Alkoholismus* und an die *Drogensucht*. Es kommt jene Passivität in den Blick, die nur auf den nächsten Happen Glück im Konsum wartet und die dem nächsten besten in die Arme läuft, der in gekonnter Manipulation ihm die Freiheit so nebenbei abnimmt. Dabei wäre an manche Spielart der Freizeit- und Vergnügungsindustrie zu denken, nicht zuletzt an Spielhallen. Weniger spektakulär, aber wohl bei etwas Nachdenken kommen jene Tatsachen in den Blick, die *Vereinsamung* und *Langeweile* heißen. Ist Vereinsamung ein Verlust an sozialer Welt, wäre die Langeweile der Verlust von Wirklichkeit und Realität überhaupt. Auch diese Nöte sind „Chancen“ einer neuen Freiheit in Freizeit.

Der Schluß, daß sich in diesen Defiziten²⁰ allein die Arbeitssituation auswirke, ist nicht zu beweisen, wie plausibel er auch aufs erste dem Ideologen scheinen mag. Es müssen nämlich weitere Benachteiligungen dazukommen, etwa Ausbildungsmängel, Nachteile vor Ort, auch eine geschlechtliche und nationale Diskriminierung (Frauen oder Ausländer), das Lebensalter (Arbeitslosigkeit), damit sich dann aus einem solchen Syndrom die genannten Symptome einer überforderten Freiheit oder eines Sinnverlusts ergeben. Daß dann in einem solchen Ausgeliefertsein von einer Kultur des Alltags nicht mehr die Rede sein kann, liegt auf der Hand. Aber auch das ist die Möglichkeit der menschlichen Freiheit.

Auch hier kann *Freizeitpolitik* eine Aufgabe finden, nicht indem sie den Bürger bevormundet, aber indem sie in der Vergabe von finanziellen Unterstützungen die „sinnvolle“ Freizeit fördert und durch das Angebot von positiven Möglichkeiten dem destruktiven Gebrauch wehrt. Dabei ist immer vorausgesetzt, daß von Jugend an das Freiheitsbewußtsein und die Entscheidungsfähigkeit eingeübt wurden.

3. Sinnfrage

In den Chancen und Risiken dieser Freizeitindustrie verwirklicht sich die Freiheit des Menschen in Freizeit²¹. Da der Mensch weder zu diesem noch zu jenem genötigt wird, stellt sich die Sinnfrage als Problem: Wozu Freiheit? Es wäre aber eine eingeschränkte und daher unzureichende Fragestellung, wollte man allein nach dem Sinn der Freizeit fragen. Das Leben des Menschen ist unteilbar; deshalb muß die Sinnfrage die Arbeit wie die Freizeit umgreifen, in denen sich der eine Lebenssinn, gewiß je anders getönt und rhythmisch, im Lebensganzen entfaltet. Wieso eine alles umgreifende Sinnfrage? Weil gerade diese gesellschaftliche Situa-

tion einen Menschen hervorbringt, der aus äußerer Notwendigkeit entlassen ist, weil der Mensch auf eine Ganzheit seines Lebens eingestellt ist und nicht – ohne pathologisch zu werden – auf die Dauer in Sektoren und Segmenten leben kann, weil der Mensch ein Wesen der Frage ist, das immer wieder nach sich selber sucht, auch und insoweit dieser Mensch gesellschaftlich eingeflochten ist und bei dieser Frage total und radikal fragt.

Diese Sinnfrage taucht an den Rändern der Freizeitwelt unübersehbar auf, dort, wo Lebensorientierung und Therapie ausdrücklich nach ihr fragen. Sie stellt sich auch dort, wo Katastrophen innerhalb einer so heilen und harmonischen Welt in ihrer scheinbaren Sinnlosigkeit nicht zu übersehen sind. Daß diese Sinnfrage heute auch mit der Lebensvorgabe einer puren Lebenslust, mit einem Hedonismus konfrontiert ist, wird in Statistiken und theoretischen Ansätzen von Freizeitszenarien deutlich. In einer Edition des Bundesministeriums für Jugend, Familie und Gesundheit von 1976 ist zu „zukünftigen Entwicklungsmöglichkeiten von Freizeit und ihren Folgen“ unter „Szenario II. Vergnügliche Freizeit“ zu lesen: „Der wachsende Zwang zur Handlung geht mit einer Befreiung von moralischen Zwängen einher, die die Entfaltung hedonistischer Lusterfüllung einschränken könnten, und verlangt eine Hinwendung zu einer weltlichen Daseinsbestimmung und damit verbunden eine Loslösung von Religiosität und eine Abwendung von bestimmten kulturellen Werten.“²²

Gerade diese Äußerungen zeigen, daß die Frage nach einer Kultur des Alltags grundlegende ethische Probleme²³ mit sich bringt, daß eine Alltagskultur immer zumindest implizit mit religiösen Fragen verbunden ist und daß gerade am ungewohnten Ort die Rolle von Sonn- und Festtagen sichtbar wird. Ob dann das Richtziel einer solchen Alltagskultur „Glück“ oder „Würde“ heißt, in dieser Frage sah bereits Ernst Bloch den gravierenden Unterschied zwischen den Sozialutopien, die auf das Glück setzen, und den christlichen Naturrechtslehren, die für die Würde optieren²⁴. Von solchen letzten Perspektiven anthropologischer Art her wird über die Humanität jener Kultur des Alltags entschieden, die sich im Freiheitsraum unterschiedlicher Chancen und Risiken eröffnet.

Wie zu sehen war, wird in der Beschreibung der Realität die strukturelle Problematik einer Kultur des Alltags offenbar. Was grundsätzlich ausdenkbar gewesen wäre, läßt sich beim Blick in die heutige Realität finden: Selbstverwirklichung, Prioritäten von Werten, Konfrontation mit Destruktion, Sinnfrage, Religion und Humanität. Natürlich bliebe einer weiteren theoretischen Reflexion vorbehalten, ob zur Kultur des Alltags eine Lebensform, eine Lebensordnung gehört und wie diese dann individuell und sozial eingestiftet ist. Dieses Problem kam nur am Rand zur Sprache; teilweise wird es im abschließenden Abschnitt zur Sozialpflichtigkeit der Freizeit gestreift werden.

Die Konsequenzen für die *Freizeitpolitik* liegen auf der Hand: Sie muß von einer ganzheitlichen Sicht des Menschen ausgehen; sie muß offen sein für alle – auch die

religiösen – Ansprüche des Menschen; sie muß immer wieder im Sinn der Humanisierung der einen Lebenswelt auch die Arbeitswelt in ihren Projektierungen und Projekten umgreifen. Dadurch gewinnt die Freizeitpolitik eine kulturpolitische und sozialpolitische Dimension hinzu.

Selbstverwirklichung in Sozialbindung²⁵

Bei der Sinnfrage wurde darauf hingewiesen, daß sich Selbstverwirklichung immer in einem sozialen Beziehungsfeld ereignet. Mag heute kein Mißverständnis größer sein als die Verwechslung von Selbstverwirklichung und Egoismus, so ist dennoch anthropologisch und politisch allein diese These vertretbar: Selbstverwirklichung gelingt nur in sozialer Bindung, wie es der Schlußbericht der Enquete-Kommission „Jugendprotest im demokratischen Staat“ (Bonn 1983) definiert. Diese Sozialbindung wird auch im Bereich von Arbeit und Freizeit in ihrer Dringlichkeit aus zwei Gründen unmittelbar einsichtig.

Durch sie gelingt es, sowohl den Individualismus wie die pure Innerlichkeit zu überwinden, die den sozialen und politischen Raum der Verantwortung aus den Augen verliert. Gewiß ist heute die Fülle von Selbsthilfegruppen, Bürgerinitiativen, sozialen Netzwerken und Nachbarschaftshilfen nicht zu übersehen²⁶. Aber man gewinnt doch den Eindruck, daß es immer die gleichen sind, die sich vielfältig engagieren. Sie tun dies ehrenamtlich und in ihrer Freizeit. Bei ihnen kommt die soziale Verantwortung in der Kultur des Alltags zum Tragen; sie haben die „Sozialpflichtigkeit der Freizeit“ erkannt und in Aktivität umgesetzt. Das gilt in gleicher Weise für die vielen, die in der Pflege von Verwandten, Alten und Kranken und in der Betreuung von Ausländern das teure Gut ihrer freien Zeit mit anderen Menschen teilen.

Trotz dieser erfreulichen Feststellung scheint die Zahl jener, deren Interessen sich auf den Raum und Rahmen eigener Ziele und Bedürfnisse beschränken, groß zu sein. Daher ist das Wort von der Sozialpflichtigkeit der Freizeit notwendig. In ihm wird weder einer kollektivistischen Freizeitpolitik noch einer bürokratischen Bevormundung der Bürger das Wort geredet. Es fragt sich allerdings, ob es – im Vergleich mit der Sozialpflichtigkeit des Eigentums (GG Art. 14) – einsichtig wird und ob es in seinen Konsequenzen jene soziale Phantasie zu wecken imstande ist, in der eine „Zivilisation der Liebe“ (Johannes Paul II.) heranreift. Das wäre der eine Grund für die Dringlichkeit der sozialen Bindung von Selbstverwirklichung und von Freizeit.

Der andere Grund wäre jene Chancengleichheit im Raum der Freizeit²⁷, die für manche Glieder unserer Gesellschaft nur eine Utopie bleiben kann. Auch für sie wird eine verantwortete Kultur des Alltags entstehen müssen. Die kleine Lebenswelt des einzelnen stößt unweigerlich immer wieder an die Nöte anderer. Da es

weder praktikabel noch sinnvoll (und auch nicht ethisch) ist, die Not aus der Mitte der Gesellschaft an ihre Ränder (Altenheime, Altenpflegeheime, Jugendgefängnisse, Behindertenheime, Krankenhäuser) wegzuschieben, muß der Mensch sich in der Freizeit immer wieder diesen Menschen zuwenden, wenn weiterhin von einer wahren humanen Kultur die Rede sein soll.

Jene soziale Sensibilität ist gefordert, die es nicht nötig hat, das Gute nur deswegen zu tun, weil man – wie in der Lotterie – etwas Besseres erhofft. Je mehr hier die innere Unbezahlbarkeit solcher Dienste sich in kostenloses Tun umsetzt, um so besser für jene, denen die Dienste geleistet werden. Früher sprach man von „Ehrenämtern“ und wußte von besonderen „Werken der Barmherzigkeit“. Als bei einer Tagung von Sozialarbeitern von einem „Vergelt's Gott“ bei sozialen Diensten die Rede war, ertönte ein schallendes Gelächter...

Quer durch die Kultur des Alltags läuft also eine unübersehbare Grenze zwischen sozial und unsozial, es sei denn, es handelte sich bereits um eine Sozialkultur des Alltags oder um die Kultur eines sozialen Alltags. Diese soziale Wahrnehmung ist von all dem nicht ablösbar, was bislang für diesen Alltag als konstitutiv erachtet wurde, nämlich Freiheit, Selbstverwirklichung und Sinn. Die *freizeitpolitische* Konsequenz dieser Überlegungen lautet, einerseits soziales Engagement in unbezahlter Ehrenamtlichkeit zu fördern, zum andern im Hinblick auf die Chancengleichheit (auch finanziell relevante) Programme anzubieten, aber auch zur Begegnungsfähigkeit mit Not in ihren vielfältigen und weithin verschwiegenen Formen hinzuführen.

Was hier mit eher soziologischen und psychologischen Begriffen und aufgrund eines anthropologischen Ansatzes ausgeführt wurde, hätte sich auch mit theologischen bzw. biblischen Sprachspielen sagen lassen, etwa so: Sieht man, von einer Schöpfungstheologie ausgehend, den Menschen in Arbeit und Beruf als Mitarbeiter Gottes im Schöpfungswerk – denn in seinem Tun und Wirken gestaltet der Mensch technisch, wirtschaftlich, sozial diese Welt weiter aus –, so kann man von der gleichen Theologie her den Menschen in Freizeit und Urlaub als Wesen der „Re-Kreation“ erkennen. Rekreation hat dann aber nicht nur den Sinn von Entspannung und Erholung; sie bedeutet „Neuschöpfung“. Dort, wo der Mensch abgearbeitet ist, kann er in der anderen Zeit seines Lebens innerlich neu werden, sich gleichsam neu erschaffen (lassen). Für die Juden geschah dies in der Zeit des Sabbats, für die Griechen in der Zeit der Muße, für die Christen geschieht es am Sonntag²⁸, als dem Tag des auferstandenen Herrn. Alle diese kulturgeschichtlichen Verweise machen eines deutlich: Es ging nicht nur um ein Ruhen von. Es ging vor allem um ein Ruhen in: in einer Idee, in einem Sinn, in einem Glauben. Diese Orientierung prägte sich dann wiederum aus im Fest²⁹, im Spiel³⁰, in der Muße³¹. Diese Höhepunkte einer alltäglichen Kultur sollten der Humanität wegen in den Szenarien für eine kommende „Freizeitgesellschaft“³² nicht fehlen.

ANMERKUNGEN

- ¹ F. Lenz-Romeiß, Freizeit und Alltag (Göttingen 1974); Freizeit als gesellschaftliche Aufgabe (Düsseldorf 1976); Dimensionen der Freizeit im Jahr 2000 (Düsseldorf 1976).
- ² B. Casper, Alltagserfahrung und Frömmigkeit, in: Christl. Glaube in mod. Gesellschaft, Bd. 25 (Freiburg 1980) 39–72.
- ³ Th. W. Adorno, Stichworte (Frankfurt 1969) 57. ⁴ Rundschreiben der DGF (1987).
- ⁵ München 1980. ⁶ Ebd. 6. ⁷ Ebd. 10, 14ff.
- ⁸ H.W. Opaschowski, Freizeit im Wertewandel (Hamburg o. J.) 16. ⁹ Ebd. 17. ¹⁰ Ebd. 18. ¹¹ Ebd. 18–19.
- ¹² R. Inglehart, Wertewandel in den westlichen Gesellschaften, in: Wertewandel und gesellschaftlicher Wandel, hrsg. v. H. Klages u. P. Kmiecik (Frankfurt 1979) 279ff.
- ¹³ E. Noelle-Neumann, B. Strümpel, Macht Arbeit glücklich? Macht Arbeit krank? (München 1984) 123ff.; E. Noelle-Neumann, R. Köcher, Die verletzte Nation (München 1987) 46ff.
- ¹⁴ H. Lübke, „Selbstverwirklichung“ als Lebensthema, in: Die Tagesordnung der Zukunft, hrsg. v. K. Weigelt (Bonn 1986) 17.
- ¹⁵ H. Lüdtke, Freizeit in der Industriegesellschaft (Opladen 1972) 59ff., v. a. 64f. ¹⁶ Ebd. 67ff.
- ¹⁷ Vgl. H. W. Opaschowski, a. a. O.; H. H. Lührig, Jugend und Medien, in: Bertelsmann-Briefe, H. 119 (1986) 15–21; Stat. Jb. 1985 (Stuttgart 1985).
- ¹⁸ M. Mann, G. Wehmeyer, Weiterbildung und Freizeit (Stuttgart 1976); W. Weimar, Freizeit. Chance der Fortbildung (Düsseldorf 1979).
- ¹⁹ G. Agritellis u. a., Der Zusammenhang von freizeitpolitischen Rahmenbedingungen und Freizeitverhalten (Stuttgart 1976); C. J. Butler, Modelle im Freizeitbereich (Stuttgart 1976).
- ²⁰ G. Christiansen, K. D. Lehmann, Chancengleichheit in der Freizeit (Stuttgart 1976); Freizeitpolitik in Bund, Ländern und Gemeinden (Düsseldorf 1975).
- ²¹ R. Bleistein, Freizeit – wofür? (Würzburg 1978) 10 u. ö.
- ²² V. F. v. Bieberstein u. a., Zukünftige Entwicklungsmöglichkeiten von Freizeit und ihre Folgen – Szenarios (Stuttgart 1978) 90; H. W. Opaschowski, Wie leben wir nach dem Jahr 2000 (Hamburg 1987) 9ff.
- ²³ A. Auer, Ethos der Freizeit (Düsseldorf 1972).
- ²⁴ E. Bloch, Naturrecht und menschliche Würde (Frankfurt 1972) 234ff.
- ²⁵ Vgl. die Erkl. des ZdK: Freizeit: Freizeit und soziale Bindung (1977), in: R. Bleistein, a. a. O. 170–172.
- ²⁶ Soziale Selbsthilfegruppen in der Bundesrepublik Deutschland, hrsg. v. W. H. Asam u. W. Heck (München 1983); Ehrenamt und Selbsthilfe, hrsg. v. Dt. Caritasverband (Freiburg 1986); H. W. Opaschowski, Konsum in der Freizeit (Hamburg 1987) 19, 24. ²⁷ Vgl. Anm. 20.
- ²⁸ R. Bleistein, Kultur des Sonntags, in dieser Zschr. 205 (1987) 454–462.
- ²⁹ Ders., Der Streß und das Fest, in: Freizeit wofür, a. a. O. 123ff.
- ³⁰ H. Rahner, Der spielende Mensch (Zürich 1949).
- ³¹ J. Pieper, Muße und Kult (München 1948); ders., Die Zustimmung zur Welt (München 1963).
- ³² H. W. Opaschowski, Wie leben wir nach dem Jahr 2000, a. a. O. 29ff.